

Ungeduld des Herzens [Fortsetzung]

Autor(en): **Zweig, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 42

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Griff des Sturmes

Ein Hurrikan raste über die Ostküste der Vereinigten Staaten. So sah es auf der Strandstraße in der Sommerkolonie von Long Island bei New York nach dem Sturm aus. *Un effroyable «Hurricane» a dévasté les côtes est des Etats-Unis. Voici l'état de la plage de Long Island près New-York après la tourmente.*



Aus dem Militär entlassen

Frankreich entläßt die Truppenteile wieder, die es während der gespannten politischen Lage einberufen hatte. Zu den Entlassenen gehören diese zwei Mönche, die aus der Kaserne Dijon in die Abtei von Citeaux zurückkehren.

La France démobilise. Les moines et pères de l'abbaye de Citeaux appelés sous l'uniforme pendant la grande semaine de tension internationale quittent la caserne de Dijon pour regagner leur abbaye. Fait curieux, cette caserne était il y a cent ans un couvent de capucins.



Großer «Derby-Tag» in Indien

Indische Teilnehmer bei dem alljährlichen großen Pferderennen von Landi Kotal, einem Ort am bekannten Khyberpaß im nordwestlichen Vorderindien. Das Rennen wird in der Hauptsache von Europäern bestritten. Nur wenige Eingeborne nehmen daran teil, um so mehr aber erwecken gerade sie das größte Interesse.

Cavaliers hindous, photographiés au jour du «Derby des Indes». Les courses, qui se déroulent chaque année à Landi Kotal, sont en grande partie réservées aux européens, mais des indigènes y participent également.

Photo Presse-Diffusion

**«Die Fahrt ins andere Land»
im Basler Stadttheater**

Albert Steffens neuestes Stück «Die Fahrt ins andere Land» wurde kürzlich unter der Spielleitung von Gustav Hartung in Basel uraufgeführt. Bild aus der siebenten Szene: Die Tochter des Aegyptologen Prof. Fisher (Rita Liechti) und ihr Mann (Wilfried Scheitlin) auf dem Vorderdeck der «Titanic», neben dem Sarg der Mumie, die der Vater ausgraben ließ und nach Amerika hinüberbringen will.

Première à Bâle. Mis en scène par Gustav Hartung «Le voyage dans un autre monde», d'Albert Steffens, vient d'être créé au Théâtre municipal de Bâle. Dans un tableau de cette pièce, voici sur la place avant du «Titanic», la fille de l'égyptologue Fisher (Rita Liechti) et son mari (Wilfried Scheitlin).

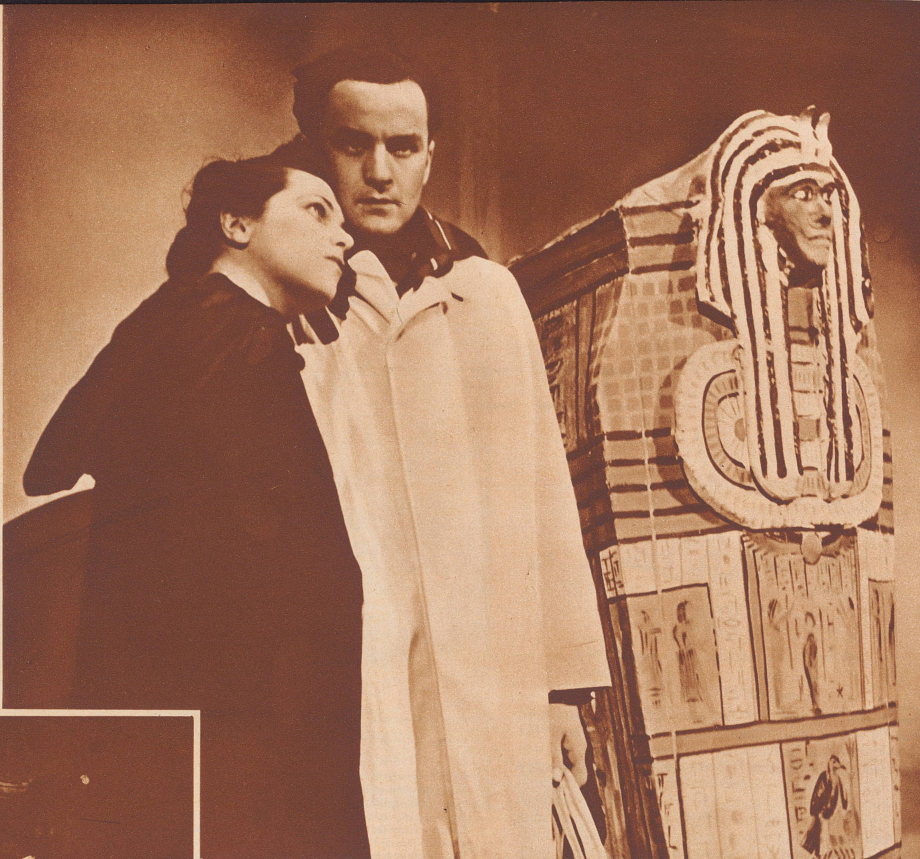
Photo Jenny

**«Der kleine Sündenfall» im Zürcher
Schauspielhaus**

Das Zürcher Schauspielhaus brachte unter der Spielleitung von Leonard Steckel ein neues Stück des Schweizer Dramatikers Cäsar von Arx: «Der kleine Sündenfall» zur Uraufführung. Bild aus dem ersten Akt: Die Dirne Irmeltraut (Gertrud Schwabe) tanzt vor dem jungen Räuber Uli Schächer (Wolfgang Langhoff).

Première à Zurich. Mis en scène par Leonard Steckel, le «Schauspielhaus» vient de créer «Le petit péché» de César von Arx. On voit ici, dans une scène du 1er acte: La courtisane Irmeltraut (Gertrud Schwabe) dansant devant le jeune voleur Uli Schächer (Wolfgang Langhoff).

Photo Prisma



**Brig ehrt
seinen «Dr. Goudron»**

Im Oberwalliser Städtchen Brig fand am vergangenen Sonntag die feierliche Übergabe der Ehrenbürgerurkunde an Dr. Ernest Guglielminetti statt, den bekannten, seit 50 Jahren im Ausland tätigen Arzt. Bei Versuchen zur Bekämpfung der Staubplage erfand er vor 30 Jahren die Straßenteerung, die ihm den Namen «Dr. Teer» eintrug. Dr. Guglielminetti ist der zweite Ehrenbürger von Brig. Der erste ist Prof. Wehle, der über 50 Jahre das Schulwesen von Brig betreute. Bild: Der Gefeierte bei der Ehrenmahlzeit im Hofe des historischen Stockalperpalastes.

Le Dr Ernest Guglielminetti — plus connu sous son surnom de «Dr Goudron» que lui valut son invention — a été reçu bourgeois d'honneur de Brigue. A cette occasion, la Municipalité lui a offert une fête dans le cadre du célèbre Palais Stockalper.

Photopress



Photo Bischof

In Rauch aufgegangen

ist am 5. Oktober auf der Strecke zwischen Döttingen und der Station Siggenthal-Würenlingen dieser mit Isoliermaterial beladene Schaffhauser Lastwagen. Dem Wagenführer geschah nichts, und der Anhänger konnte rechtzeitig weggestellt werden.

«Au feu». Un camion chargé de matériel isolant prend feu sur la route de Döttingen à la gare de Siggenthal-Würenlingen (Argovie). Tout se borne heureusement à des dégâts matériels. Le chauffeur et son aide purent se sauver à temps.

UNGEDULD DES HERZENS

Roman von Stefan Zweig

I. Fortsetzung

So kam es und nur so, daß ich in den nächsten Wochen die Spätnachmittage und meist auch die Abende bei den Kekesfalvas verbrachte; bald wurden diese freundschaftlichen Plauderstunden schon Gewöhnung und eine nicht ungefährliche Verwöhnung dazu. Aber welche Verlockung auch für einen seit den Knabenjahren von einer Militäranstalt in die andere herumgestoßenen jungen Menschen, unverhofft ein Zuhause zu finden, eine Heimat des Herzens statt kalter Kasernenträume und rauchiger Kameradschaftsstuben! Wenn ich nach erledigtem Dienst, halb fünf oder fünf, hinauswanderte, schlug meine Hand noch nicht recht auf den Klopfer, und schon riß der Diener freudig die Türe auf, als hätte er durch ein magisches Guckloch mein Kommen beobachtet. Alles deutete mir liebevoll-sichtbar an, wie selbstverständlich man mich als zur Familie gehörig rechnete; jeder meiner kleinen Schwächen und Vorlieben war vertraulicher Vorschub geleistet. Von Zigaretten lag gerade meine Liebessorte bereit, jenes Buch, von dem ich das letzte Mal zufällig erwähnt hatte, ich würde es gerne einmal lesen, fand sich wie durch Zufall neu und doch schon vorsorglich aufgeschnitten auf dem kleinen Taburet, ein bestimmter Fauteuil gegenüber Ediths Chaiselongue galt unumstößlich als «mein» Platz — Kleinigkeiten, Nichtigkeiten dies alles, gewiß, aber doch solche, die einen fremden Raum unmerklich mit Heimlichkeit durchwärmen und den Sinn unbewußt erheitern und erleichtern.

Aber noch ein Anderes, viel Geheimnisvolleres hatte unbewußt Anteil daran, daß mich das tägliche Beisammensein mit den beiden Mädchen so sehr beschwingte. Seit meiner frühzeitigen Auslieferung an die Militäranstalt, seit zehn, seit fünfzehn Jahren also, lebte ich unausgesetzt in männlicher, in männlicher Umgebung. Von morgens bis nachts, von nachts bis früh, im Schlafraum der Militärakademie, in den Zelten der Manöver, in den Stuben, bei Tisch und unterwegs, in der Reitschule und im Wohnzimmer, immer und immer atmete ich im Luftraum nur Dunst des Männlichen um mich, erst Knaben, dann erwachsene Burschen, aber immer Männer, Männer, schon gewöhnt an ihre energischen Gebärden, ihren festen, lauten Gang, ihre gutturalen Stimmen, ihren knastrigen Geruch, ihre Ungeniertheit und manchmal sogar Ordinarität. Gewiß, ich hatte die meisten meiner Kameraden herzlich gern und durfte wahrhaftig nicht klagen, daß sie es nicht ebenso herzlich meinten. Aber eine letzte Beschwingtheit fehlte dieser Atmosphäre, sie enthielt gleichsam nicht genug Ozon, nicht genug spannende, prickelnde, elektrisierende Kräfte. Und wie unsere prächtige Militärkapelle trotz ihres vorbildlich rhythmischen Schwungs doch immer nur kalte Blechmusik bleibt, also hart, körnig und einzig auf Takt eingestellt, weil ihr der zärtlich-sinnliche Streicherton der Violinen fehlt, so entbehrten selbst die famossten Stunden unserer Kamaraderie jenes sordinierenden Fluidums, das immer nur die Gegenwart oder bloße Nähe von Frauen jeder Geselligkeit unsichtbar beimischt.

Und nun hatte sich plötzlich dies uneingeständene knabenhafte Verlangen, eine Freundschaft statt mit bärtigen, männlichen, ungehobelten Kameraden einmal mit jungen Frauen zu erleben, auf die vollkommenste Weise erfüllt. Jeden Nachmittag saß ich, Hahn im Korbe, zwischen den beiden Mädchen; das Helle, das Weibliche ihrer Stimmen tat mir (ich kann es nicht anders ausdrücken) geradezu körperlich wohl, und mit einem kaum zu beschreibenden Glücksgefühl genoß ich zum erstenmal mein eigenes Nichtscheitern mit jungen

Neuintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Inhalt des bisher erschienenen Teils: Die Geschichte des Kavallerieleutnants Anton Hofmiller — Stefan Zweig läßt ihn seine Erlebnisse in Idhofem erzählen — beginnt Mitte Mai 1914 in einem österreichischen Garnisonsstädtchen, wo die lebenslustigen Offiziere jede Abwechslung im ewigen Einerlei der Diensttage hochwillkommen heißen. Für den Leutnant Hofmiller bedeutet es darum ein besonderes Vergnügen, daß er durch die Vermittlung des Herrn Apothekers im Schlosse des Herrn von Kekesfalva zu einer «Gesellschaft» eingeladen wird. Einer dienstlichen Verrichtung wegen kommt er etwas zu spät, die Herrschaften sitzen bereits bei Tisch. Der gute Wein und die rasige Tanzmusik machen den jungen Menschen übermütig und glücklich. Plötzlich fällt ihm ein, daß da irgendwo noch eine Tochter des Hauses vorhanden sein muß, die zum Tanze aufzufordern er versäumt hat. Er sieht in einer Boudoirdecke ein junges Ding sitzen, in dem er Fräulein Kekesfalva zu erkennen glaubt, fordert es artig zum Tanze auf — und schon ist die Katastrophe da. Das junge Geschöpf verfällt in einen Weinkrampf und Hofmiller wird von Ilona, der Nichte Kekesfalvas, aufgeklärt, daß die 17jährige Edith an den Beinen gelähmt sei. Im Gefühl, eine unselige Tölpelerei begangen zu haben, verläßt er fluchtartig das Haus. Die Sache muß gutgemacht werden. Er schickt Blumen und erhält prompt eine Einladung von Edith von Kekesfalva, der er sofort Folge leistet. Die Gelähmte und ihre Cousine Ilona empfangen ihn liebenswürdig, verschneiden seine Befangenheit, und als Herr von Kekesfalva sich zu ihnen gesellt, findet er die drei jungen Menschen im schönsten und fröhlichsten Einvernehmen. Ein Mißton entsteht nur durch den Aufbruch Ediths, die sich weigert, getragen zu werden, und mühsam an ihren Krücken das Zimmer verläßt. Nach ihrem Weggang erzählt ihr Vater dem jungen Leutnant, was für ein Wildfang das Kind früher gewesen sei, bevor es von dieser rätselhaften Lähmung heimgesucht wurde. Der Abschied ist herzlich, ein fester Kontakt mit dem Hause Kekesfalva ist geschaffen, die Besuche wiederholen sich und Anton Hofmiller nimmt sich ein neues Leben vor, begeistert von der Einsicht, andere Menschen nützlich zu sein und der gelähmten Edith ein bißchen Frohnut bringen zu dürfen.

Mädchen. Völlig fehlte unseren ausdauernden Plauderstunden alles Schwülende, das sonst ein Tête à Tête im Halbdunkel so gefährlich macht. Zuerst freilich — ich gestehe es willig ein — hatten die küßlich vollen Lippen, die fülligen Arme Ilonas, die magyarische Sinnlichkeit, die sich in ihnen weichen, schwingenden Bewegungen verriet, mich jungen Menschen auf die angenehmste Art irritiert. Ich mußte einigemal meine Hände in straffer Dressur halten gegen das Verlangen, einmal dies warme, weiche Ding mit den schwarzen, lachenden Augen an mich heranzureißen und ausgiebig abzuküssen. Aber erstlich vertraute mir Ilona gleich in den Anfangstagen unserer Bekanntschaft an, daß sie seit zwei Jahren einem Notariatskandidaten in Beskeret verlobt sei und nur die Wiederherstellung oder Besserung im Befinden Ediths abwartete, um ihn zu heiraten — ich erriet, daß Kekesfalva der armen Verwandten eine Mitgift zugesagt hatte, falls sie bishin ausharre. Und überdies, welcher Roheit, welcher Perfidie hätten wir uns schuldig gemacht, im Rücken dieser rührenden, ohnmächtigen an den Rollstuhl gefesselten Gefährtin kleine Küßlichkeiten oder Handgreiflichkeiten ohne rechte Verliebtheit zu versuchen. Sehr rasch also versickerte der anfängliche sinnlich flirrende Reiz, und was sich an Zuneigung zu empfinden imstande war, wandte sich auf immer innigere Weise der Hilfflosen, der Zurückgesetzten zu, denn zwanghaft bindet sich in der geheimnisvollen Chemie der Gefühle Mitleid für einen Kranken unmerklich mit Zärtlichkeit.

Unbekannte und zartere Zonen des Gefühls — aber freilich gefährlichere auch! Unablässig mußte man auf der Hut sein, nicht die kaum merkbare Grenze zu überschreiten, wo Anteilnahme, statt zu beschwichtigen, die leicht Verwundbare noch mehr verletzte; einerseits verlangte sie, verwöhnt wie sie war, daß alles sie bediente wie eine Prinzessin und verhätschelte wie ein Kind, aber schon im nächsten Augenblick konnte diese

Rücksicht sie erbittern, weil sie die eigene Hilfslosigkeit ihr deutlicher zum Bewußtsein brachte. Weil der einzige, dem ihr Leiden noch eine immer erneute Erschütterung war, wurde ich der einzige, vor dem sie sich ihrer Maßlosigkeit schämte. Ich brauchte nur, wenn sie unbeherrscht ausfuhr, ein kleines mahnendes Wort wie «Aber liebes Fräulein Edith» zu sagen, und schon duckte sich gehorsam der graue Blick. Sie erröte, und man sah, am liebsten wäre sie, wenn ihre Füße sie nicht gefesselt hätten, vor sich selber geflüchtet. Und nie konnte ich von ihr Abschied nehmen, ohne daß sie mit einer gewissen flehenden Art, die mir durch und durch ging, gesagt hätte: «Aber Sie kommen doch morgen wieder? Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse wegen all der Dummheiten, die ich heute gesagt habe?» In solchen Minuten fühlte ich eine Art rätselhaften Staunens, daß ich, der ich doch nichts gegeben hatte als mein ehrliches Mitleid, soviel Macht besaß über andere Menschen.

Nun, aus derart romantischen Gefühlen wurde ich bald erweckt und zwar auf die allergründlichsten Art. Das kam so. Wir hatten an jenem Nachmittag Domino gespielt, dann lange geplaudert und so angeregt die Zeit verbracht, daß wir alle nicht bemerkten, wie spät es geworden war. Endlich, um halb zwölf, blicke ich erschrocken auf die Uhr und empfehle mich hastig. Aber indes mich der Vater hinaus in die Halle begleitet, hören wir von draußen ein Summen und Brummen wie von hunderttausend Hummeln. Ein veritabler Wolkenbruch trommelt auf das Vordach. «Das Auto bringt Sie hinein», beruhigt mich Kekesfalva. Ich protestiere, das sei keineswegs nötig; der Gedanke ist mir wirklich peinlich, der Chauffeur solle einzig um meinetwillen jetzt um halb zwölf sich noch einmal anziehen und den schon abgestellten Wagen aus der Garage herausholen (alles dieses Nachfühlen und Rücksichtnehmen auf fremde Existenzen ist völlig neu bei mir, ich habe es erst in diesen Wochen gelernt). Aber schließlich liegt doch gute Verlockung darin, in einem weichen, gut gefederten Coupé bei solchem Hundewetter bequem heimzusaufen, statt eine halbe Stunde lang tiefnaß mit dünnen Lackstiefeletten durch die aufgeschlammte Chaussee zu stapfen: so gebe ich nach.

Wunderbar bequem und behaglich fährt sich's in dem lautlos gleitenden Wagen. Aber doch, wie wir jetzt — zauberhaft schnell ist das gegangen — auf die Kaserne zusteuern, klopfe ich gegen die Scheibe und ersuche den Chauffeur, er möge schon auf dem Rathausplatz anhalten. Denn lieber nicht in Kekesfalvas elegantem Coupé bei der Kaserne vorfahren! Ich weiß, es macht sich nicht gut, wenn ein kleiner Leutnant wie ein Erzherzog im fabelhaften Auto vorknarrt und sich von einem livrierten Chauffeur herausheffen läßt. Derlei Protzereien sehen bei uns die goldenen Krügen nicht gern, außerdem rät mir längst ein Instinkt, meine beiden Welten möglichst wenig zu vermengen, den Luxus des Draußen, wo ich ein freier Mann bin, unabhängig, verwöhnt, und die andere, die Dienstwelt, in der ich mich ducken muß, ein armer Schlucker, den es glücklich macht, wenn der Monat nur dreißig Tage hat statt einunddreißig.

Der Chauffeur hält gehorsam am Rathausplatz, zwei Straßen von der Kaserne. Ich steige aus, schlage den Kragen hoch und will rasch den weiten Platz überqueren. Aber gerade in diesem Augenblick strubelt das Unwetter mit verdoppelter Wucht los, mit nassem Hieb schlägt der Wind mir gradaus ins Gesicht. Zum Kaffeehaus sind es nur sechs Häuser, und siehe da,

(Fortsetzung Seite 1280)

hinter den schwimmenden Scheiben glänzt schummrig das Gaslicht. Vielleicht hocken die Kameraden noch am Stammtisch; famose Gelegenheit das, allerhand gutzumachen, denn es gehörte sich längst, daß ich mich wieder einmal zeige. Nur im Spielzimmer rückwärts sehe ich noch Licht und einen Schimmer von blanken Uniformknöpfen; wahrhaftig, da sitzen sie noch, die ewigen Tarockkumpane, Jozsi, der Oberleutnant, Ferencz, der Leutnant, und der Regimentsarzt Goldbaum. Anscheinend haben sie ihre Partie längst ausgespielt und lehnen nur noch duslig herum in jener mir wohlbekanntesten Kaffeehausfaulheit, die sich vor dem Aufstehen fürchtet; so wird's ein rechtes Gottesgeschenk für sie, daß mein Erscheinen ihr längweiliges Dösen unterbricht.

«Hallo, der Toni!», alarmiert der Ferencz die andern, und «Welch ein Glanz in unserer niedern Hütte», deklamiert der Regimentsarzt, der, wie wir zu spotten pflegen, an chronischer Zitatendiarrhöe leidet. Sechs schläfrige Augen blinzeln und lachen mir entgegen. «Servus! Servus!»

Ihre Freude freut mich. Sind doch wirklich brave Burschen, denke ich mir. Haben's mir gar nicht übelgenommen, daß ich die ganze Zeit über ohne Entschuldigung und Erklärung ausgespascht bin.

«Einen Schwarzen», bestelle ich bei dem schläfrigen heranschleifenden Kellner und rücke mir den Sessel zurecht mit dem unausweichlichen «No, was gibt's denn Neues?», das bei uns jedes Zusammensein eröffnet.

Ferencz schiebt sein breites Gesicht noch mehr in die Breite, die blinzelnden Augen verschwinden beinahe in den rötlichen Apfelbacken; langsam, teigig geht ihm der Mund auf.

«Also das Allerneueste war?», schmunzelt er behäbig, «daß euer Wohlgeboren die Gnad' haben, wieder einmal bei uns in unserm bescheidenen Czoch zu erscheinen.»

Und der Regimentsarzt lehnt sich zurück und beginnt mit Kainzens Tonfall: «Mahadöh, der Gott der Erde — stieg herab zum letztenmal — daß er ihresgleichen werde — mitzufühlen Lust und Qual.»

Alle drei schauen mich amüsiert an, und sofort überkommt mich ein saures Gefühl. Am besten, denke ich mir, jetzt rasch selber losgehen, ehe sie anfangen zu fragen, warum ich alle die Tage ausgeblieben bin und woher ich heut' komme. Aber ehe ich einhaken kann, hat schon der Ferencz merkwürdig gezwinkert und den Jozsi angestoßen.

«Da schau her!», deutet er unter den Tisch. «No, was sagst? Lackstiefeletten trägt er bei dem Sauwetter und die noble Montur! Ja, der versteht's, der Toni, der hat

sich gut ins Warme gesetzt! Soll ja fabelhaft draußen zugehen bei dem alten Manichäer! Fünf Gänge jeden Abend, hat der Apotheker erzählt, Kaviar und Kapaune, echten Bols und pikfeine Zigarren — anders als unser Sauffraß im «Roten Löwen!» Ja, den Toni, den ham wir alle unterschätzt, der hat's faustdick hinter den Ohren.»

Sie lachen und schmatzen alle drei. Aber mir steigt plötzlich das Blut vom Kragen her bis an die Ohren hoch. Denn, Teufel, woran kann der verdammte Jozsi erraten haben, daß mir wirklich Kekesfalva zum Abschied im Vorzimmer — er tut das immer — eine seiner feinen Zigarren zugesteckt hat? Steht sie mir am Ende zwischen den beiden Brustknöpfen beim Rock heraus? Wenn die Burschen nur nichts merken! In meiner Verlegenheit zwingt mich zu einem Lachen:

«Natürlich — eine Upmann! Billiger gibst du's nicht! Ich glaub', eine Zigarette dritte Sorte wird's dir auch tun», und halte ihm offen die Tabatière hin. Doch im selben Augenblick zuckt mir schon die Hand. Denn vorgestern war mein fünfundzwanzigster Geburtstag gewesen, irgendwie hatten die beiden Mädels das herausgespielt, und bei dem Abendessen, als ich von meinem Teller die Serviette aufhob, spürte ich etwas Schweres darin eingefaltet: eine Zigarettendose als Geburtstagsgeschenk. Aber schon hat der Ferencz das neue Etui bemerkt — in unserem engen Klüngel wird ja auch die kleinste Kleinigkeit zum Ereignis.

«Hallo, was ist das?» brummt er. «Ein neues Ausrüstungsstück!» Er nimmt mir die Zigarettendose einfach aus der Hand (was kann ich dagegen tun?), betastet, beschaud und wiegt sie schließlich auf der Handfläche. «Du, mir scheint», wendet er sich hinüber zum Regimentsarzt, «die ist sogar echt. Geh, schau dir die einmal gut an — dein würdiger Erzeuger soll ja mit derlei handeln, da wirst dich doch auch einigermaßen auskennen.»

Der Regimentsarzt Goldbaum, wirklich Sohn eines Goldschmieds in Drohobycz, stülpt den Zwickel auf die etwas dickliche Nase, nimmt die Tabatière, wiegt sie, beschaud sie von allen Seiten und klopfst sie geschult mit dem Knöchel ab.

«Echt», diagnostiziert er endlich. «Echtes Gold, punzt und verdammt schwer. Damit könnt man dem ganzen Regiment die Zähne plombieren. Preislage etwa siebenhundert bis achthundert Kronen.»

Nach diesem Verdikt, das mich selber überrascht (ich hatte sie wirklich nur für vergoldet gehalten), gibt er die Dose an Jozsi weiter, der sie schon viel ehrfürchtiger anfaßt als die beiden andern (ach, was für

Respekt wir armen Hunde doch vor allem Kostbaren haben!). Er beschaud, bespiegelt, betastet sie, klappt sie schließlich am Rubin auf und stutzt:

«Hallo — eine Inschrift! Hörst, hörst! Unserem lieben Kameraden Anton Hofmiller zum Geburtstag. Ilona. Edith.»

Alle drei starren mich jetzt an. «Donnerwetter», schnauft schließlich Ferencz, «du suchst dir aber deine Kameraden neustens gut aus! Alle Hochachtung! Von mir hättest höchstens eine tombakene Zündholzdose statt so was bekommen.»

Ein Krampf sitzt mir in der Kehle. Morgen weiß prompt das ganze Regiment die peinliche Neuigkeit von der goldenen Zigarettendose, die ich von den Kekesfalvas zum Präsent gekriegt habe, und kennt die Inschrift auswendig. «Zeig sie mal her, deine noble Dose!», wird der Ferencz bei der Offiziersmesse sagen, um mit mir zu protzen, und gehorsamst werde ich sie dem Herrn Rittmeister, gehorsamst dem Herrn Major, gehorsamst vielleicht sogar dem Herrn Oberst vorweisen müssen. Alle werden sie in der Hand wiegen, abschätzen, die Inschrift ironisch anschmunzeln, und dann kommt unvermeidlich das Gefrage und Gewitzel, und ich darf angesichts der Vorgesetzten nicht unhöflich werden.

In meiner Verlegenheit, rasch dem Gespräch ein Ende zu machen, frage ich: «Na — habt's noch Lust auf einen Tarock?»

Doch schon ist mit bescheidenem Drängen der Markeur Eugen herangetreten: Polizeistunde! Wir gehen — der Regen hat nachgelassen — zusammen bis zur Kaserne und schütteln dort einander zum Abschied die Hand. Ferencz klopf mir auf die Schulter. «Brav, daß'd wieder einmal gekommen bist», und ich spüre, er meint es von Herzen.

Sie haben es wahrhaftig nicht böse gemeint, die braven Jungen — aber doch, mit ihrem tölpischen Staunen und Raunen haben sie etwas unwiederbringlich in mir zerstört: meine Sicherheit. Denn bisher hatte meine sonderbare Beziehung zu den Kekesfalvas mein Selbstgefühl in einer wunderbaren Weise gesteigert. Ich hatte zum erstenmal in meinem Leben mich als der Gebende, als der Helfende gefühlt; nun wurde ich gewahr, wie die andern diese Beziehung sahen, oder vielmehr, wie man sie von außen in Unkenntnis all der geheimen Zusammenhänge unvermeidlich sehen mußte. Für sie blieb es ausgemacht, daß ich mich einzig deshalb einnistete in dieses uppige, gastliche Haus, um mich reichen Leuten anzubiedern, ein Nachtstuhl zu sparen und mir Geschenke zu holen. Was mich eigentlich verdrießt, ist, daß ich selber an mir irre zu werden beginne. Führe ich mich denn nicht wirklich wie ein Schmarotzer auf? Darf ich als Offizier, als erwachsener Mensch mich Abend für Abend freihalten und hoferen lassen? Die goldene Tabatière zum Beispiel, die hält ich keinesfalls annehmen dürfen und ebensowenig den seidenen Schal, den sie mir jüngst umhängten, als es draußen so stürmte. Und um Gottes willen, das muß ich morgen gleich Kekesfalva ausreden, das mit dem Reitpferd! Jetzt fällt's mir erst ein, daß er vorgestern etwas gemurmelt hat, mein brauner Wallach (den ich natürlich auf Raten abzahle) halte nicht gut Form, und damit hat er schließlich recht. Aber daß er mir aus seinem Gestüt einen Dreijährigen leihen will, einen famosen Renner, mit dem ich Ehre einlegen könne, das paßt mir nicht. Ja, «leihen» — ich versteh schon, was das bei ihm heißt! So wie er Ilona eine Mitgift versprochen hat, nur damit sie bei dem armen Kind als Pflegerin durchhält, will er mich kaufen, mich bar bezahlen für mein Mitleid, für meine Spässe, meine Gesellschafterei!

Unsinn, sage ich mir dann wieder und erinnere mich, wie erschüttert der alte Mann meinen Aermel gestreichelt, wie jedesmal sein Gesicht hell wird, kaum daß ich zur Tür hereintrete.

Aber was hilft alles Sichzureden und Sichaufrichten, wenn einmal das innere Gleichgewicht ins Schwanken gekommen ist! Als erste Maßnahme beschließe ich, in Hinkunft immer Pausen in meinen Visiten einzuschalten und gleich morgen den üblichen Nachmittagsbesuch bei den Kekesfalvas zu unterlassen.

Ich bleibe also am nächsten Tage aus. Gleich nach Beendigung des Dienstes bummle ich mit Ferencz und Jozsi hinüber ins Kaffee, wir lesen die Zeitung und beginnen dann den unvermeidlichen Tarock. Aber ich spiele verdammt schlecht, denn gerade mir gegenüber ist in der getäfelten Wand eine runde Uhr eingelassen: vier Uhr zwanzig, vier Uhr dreißig, vier Uhr vierzig, vier Uhr fünfzig, und statt die Tarocke richtig mitzuzählen, zähle ich die Zeit. Halb fünf, da rücke ich gewöhnlich an zum Tee, alles steht gedeckt und bereit, und wenn ich mich einmal um eine Viertelstunde verspäte, so sagen und fragen sie schon: «Was war denn heute los?» So selbstverständlich ist mein pünktliches Kommen bereits geworden, daß sie damit unbedingt rechnen; wahrscheinlich blicken sie jetzt genau so unruhig wie ich selbst auf die Uhr und warten und warten. Ob sich's nicht doch gehören würde, daß ich wenigstens hinaustelephoniere, um abzusagen? Oder vielleicht noch besser, ich schick meinen Burschen: . . .

«Aber Toni, das ist doch ein Skandal, was du heut zusamm'patzt. Paß doch anständig auf!», ärgert sich der

(Fortsetzung Seite 1282)



Als Maria Waser noch das «Runkeli» war, das in Herzogenbuchsee Wald und Feld durchstreifte und mit ihrem Vater, dem Arzte Walter Krebs, oben auf dem Hausdach die Sternbilder betrachtete.
Maria Waser dans sa jeunesse.



Maria Waser, die, sechzigjährig, auf eine reiche Ernte zurückblickt.
La femme-auteur zurichoise Maria Waser, dont on fête le 15 octobre, le 60me anniversaire.

Maria Waser

Unsere vielgelesene, im ganzen deutschen Sprachgebiet bekannte Schriftstellerin Maria Waser feiert am 15. Oktober ihren sechzigsten Geburtstag. Elf Werke sehr verschiedener Art hat sie herausgegeben. Maria Waser's meistgelesenes Buch «Das Leben der Anna Waser» ist ihr erstes Werk. Dieser historische Roman, der das Schicksal der jungverstorbenen Zürcher Malerin erzählt, erreichte bis heute 37 Auflagen. Den Höhepunkt ihres Schaffens ihres Monakows zusammenzufassen und zu deuten versucht. — Eine eigen geprägte Sprache, eine weitauffassende Bildung, seltenes Kunstverständnis und eine ahnungsvolle Tiefe der Empfindung stempeln Maria Waser zu einer Dichterin edelster Art. Das Kostbarste aber ist ihre warme Menschlichkeit, der Adel ihrer Gesinnung und die befreiende Kraft ihrer tapfern Lebensbejahung.

Freddy Ammann-Meurung



Der Freuler Palast in Näfels

Aufruf für seine Erhaltung

Zur geistigen Landesverteidigung der Schweiz gehören nicht nur Bewahrung, Entwicklung und Pflege der geistigen Werte, die in Bild, Wort und Schrift als unvergängliches kulturelles Erbe auf uns gekommen sind, sondern auch die Erhaltung hoher Kunstdenkmale, welche, von der Kultur vergangener Jahrhunderte geweiht, die Namen verdienter Schweizer künden, als bereite Zeugen ihres Lebens, Wefens und ihrer Grobtaten: Denkmale der Liebe, Treue, Hingabe und Aufopferung. Zu diesen Kunstdenkmälern gehört der vor der Mitte des 17. Jahrhunderts entstandene **Freuler-Palast in Näfels** der – ein vornehmes Dokument der Hochrenaissance, wie es die Eidgenossenschaft kaum zum andern Male besitzt – von dem schlichtenberühmten Obristen der französischen Schweizergarde **Kaspar Freuler** erbaut wurde. Kaspar Freuler fasste den stolzen Plan, als ihn der König von Frankreich, der frankelnde Ludwig XIII., im Frühjahr 1637 in Anerkennung seiner großen Verdienste – er hatte anhin in 24 ruhmvollen Jahren mit der heldenmütigen Schweizergarde in 15 Schlachten und Belagerungen siegreich gefochten oder die Entscheidung gebracht – mit Wappen und Siegel in den Adelsstand erhob, unter Verleihung eines kostbaren Schwertes zum Ritter schlug und ihm bei dieser feierlichen Handlung vor versammeltem Hofe frohgelaunt in Aussicht stellte, auf einer geplanten Königsfahrt nach Vein und andern eidgenössischen Orten, ihn in Näfels (Glarus) besuchen zu wollen. Der schwache König, der völlig in den Händen Richelieus war, wußte gar nicht, ob er je sein Versprechen würde einlösen können, allein Freuler nahm das Wort als sichere Verheißung und baute für den Empfang des Königs einen herrlichen Palast. Der von einem, wahrscheinlich aus dem Allgäu stammenden Baumeister, nach italienischen Vorbildern entworfene Palast, der durch einen Ulmer Kunstschreiner und Intarsisten, durch Comascher Stukkateure und durch die Winterthurer Meister Pfau und Brennwald im Innern kunstgewerblich kostbar geschmückt wurde, entstand innert eines Dezenniums. Anno 1646 ließ Kaspar Freuler über dem mit den Wappen seiner drei Frauen und seinem Adelschilde gezierten Portale die Inschrift in Marmor meißeln:

Caspar von Freuler

Obrist über Ihre Königliche Majestät
zu Frankreich und Novarra
Hofregiment von 4000 Eid- und Bundesgenossen
dero Ritter 1646

Er hatte sein eigenes großes Vermögen durch die Mühsen seiner drei reichen Frauen ansehnlich vermehrt, dazu selbst Reichtümer in Kriegsdiensten erworben, schließlich das beträchtliche Erbe seines Großvaters Gallati, des berühmten Schöpfers der französischen Schweizergarde, angetreten, sodaß er, als einer der reichsten Männer seiner Zeit, für wahr einen König von Frankreich würdig empfangen und behausen konnte. Carl Friedrich Wiegand hat uns in seinem starken Romane „Das Opfer des Kaspar Freuler“ die Entstehung des präunkvollen Palastes höchst anschaulich und das Leben und die ewige Wartezeit Freulers erschütternd geschildert, als eine sorgfältige Aufopferung, die schließlich tragisch endete, weil Ludwig XIII. und die Königin Anna niemals in Näfels erschienen, sodaß der schwindende Lebenstag eines rastlos Tätigen, der sich in der Mühsal des Herrrens verzehret hatte, in Enttäuschung erlosch. Das Geschlecht Freulers, dessen Vorfahren schon bei Marignano und St. Jakob gefochten hatten, dessen Nachkommen bei fremden Höfen und Herren in hohem Ansehen standen und in Frankreich, Neapel und Spanien dienten, stellte dem Glarus einen hervorragenden Landammann und Panzerherren, der Eidgenossenschaft den Helden von Kotenturm, Aloys Aeding, und den unerschrockenen General Bachmann. Das ruhmreiche Geschlecht starb im Jahre 1848 gänzlich aus. Vorher, in den dreißiger Jahren, war der Palast in den Besitz der Gemeinde Näfels übergegangen, die im Laufe der Jahrzehnte das Großhaus als Gemeindebureau, Gefängnis, Asyl für Alte und Schwachsinrige nutzte und ein kleines Museum darin unterbrachte. Zwar hatte man, um die Herrlichkeiten des Palastes nicht untergehen zu lassen, bereits vor einem Menschenalter, unter Führung des Kunsthistorikers Prof. Rudolf Kuhn, Zürich, drei Räume, das Peuntzimmer, den Empfangsalon und den Bankettsaal mit der Hauskapelle, renovieren lassen, allein diese Auffrischung war nur von vorübergehendem Bestand. Der Palast ist heute in allen Teilen stark verwittert, in seinen Räumlichkeiten verwohnt. In den Quartieren des Asyls hat man gar die wertvollen Intarsien mit Elfsarbe überstrichen, die großen Zimmer aufgeteilt und bauliche Veränderungen innen und außen vorgenommen. Der Garten des Palastes liegt verödet, die Umfassungen sind gefallen, Stallungen und Kämisen beseitigt, unschöne Bauten sind auf ihrem Grunde erstellt worden. Um den Renaissance-Palast vor gänzlichem Verfall und völligem Untergang zu retten, mußten zualleerst die Bewohner des Asyls, die in ihm behaust waren, anderwärts in einer guten Unterkunft aufgehoben werden. Nachdem dies geschehen, gilt es nun eine Renovation des Palastes an Haupt und Gliedern durchzuführen, um ihn später einer würdigen Zweckbestimmung dienlich machen zu können. Die Kosten der Renovation sind so groß, daß sie der Kanton Glarus nicht allein zu tragen vermag. Regierung, Landrat, Landsgemeinde, sowie eine große Zahl namhafter Persönlichkeiten und Vereine von Glarus sind für das schöne Werk eingetreten. Aufgabe dieser Zeilen ist es, für die Erhaltung des Freuler-Palastes, für ein historisches Bauwerk von hohem Kulturwert, Sympathien in der ganzen Schweiz zu wecken, bei Behörden und Körperschaften und den ungezählten Einzelnen, denen die Bewahrung unserer Kultur am Herzen liegt.

Für den Kanton Glarus:
Der Landammann
Dr. Rudolf Gallati



Namens des Stiftungsrates für die
Erhaltung des Freuler-Palastes:
Der Präsident
J. Müller Landesstatthalter

Zwecks Finanzierung der Renovation des Freuler-Palastes in Näfels hat der Stiftungsrat für die Erhaltung des Freuler-Palastes seinerzeit beschlossen, eine II. Lotterie durchzuführen. Diese Lotterie war nur im Kanton Glarus zugelassen und konnte daher bis heute noch nicht zu Ende geführt werden. Infolge Beitritt des Kantons Glarus zur Interkantonalen Lotterie-Genossenschaft hat nunmehr die Landesausstellungs- und Interkantonale Lotterie den Vertrieb der Lose dieser II. Freuler-Palast-Lotterie übernommen.

Lospreis Fr. 10.–, bzw. Fr. 1.–. Barverkauf der Lose zu Fr. 1.– durch die mit dem Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen, Filialen der Orell Füssli-Annoncen A.G. und Publicitas A.G., sowie durch das offizielle Lotterie-Büro der Landesausstellungs- und Interkantonalen Lotterie, Löwenstrasse 2, Zürich, Telefon 5.86.32.

ZIEHUNG DER II. FREULER-PALAST-LOTTERIE

AM 7. JANUAR 1939

Jozsi und sieht mich ganz fuchtig an. Meine Zerstretheit hat ihn ein Rekontra gekostet. Ich raffte mich zusammen.

«Sag, kann ich mit dir Platz tauschen?»

«Natürlich, aber warum denn?»

«Ich weiß nicht», lüge ich, «ich glaube, der Lärm in der Bude hier macht mich so nervös.» In Wirklichkeit ist es die Uhr, die ich nicht ansehen will, und ihr unerbittliches Vorrücken Minute um Minute.

Aber kreuzteufel, fahre ich mich selber an, ich bin doch nicht verpflichtet, täglich die halbe Stunde weit hinauszustiefeln. Nur kein Präjudiz schaffen, Gewohnheit verpflichtet, und ich will mich nicht festlegen. So versetze ich in meinem dummen Trotz dreieinhalb Stunden bis halb acht im Kaffeehaus, nur um mir einzureden und zu beweisen, daß ich vollkommen frei bin, zu kommen und zu gehen, wann ich will, und daß mir das gute Essen und die noblen Zigarren total gleichgültig sind.

Um halb acht Uhr machen wir uns zusammen auf. Ferenc hat einen kleinen Bummel über den Corso vorgeschlagen. Aber kaum, daß ich hinter den beiden Freunden aus dem Kaffeehaus trete, streift mich ein bekannter Blick im raschen Vorübergehen an. Ist das nicht Ilona gewesen? Natürlich — selbst wenn ich das weinrosa Kleid und den breiten behänderten Panamahut nicht gerade vorgestern bewundert hätte, würde ich sie von rückwärts erkannt haben an dem weichen, wiegenden Hüftgang. Aber wohin eilt sie denn so hitzig? Das ist doch kein Promenierschritt, sondern eher Sturmhauf — jedenfalls dem hübschen Vogel nach, so geschwind er auch flattern mag!

«Pardon», empfehle ich mich etwas brüsk von meinen verblühten Kameraden und eile dem schon über die Straße wehenden Rock nach. Denn wirklich, ich freue mich unbändig über den Zufall, die Kekesfalvanichte in meiner Welt zu erwischen.

«Ilona, Ilona, stopp, stopp!» rufe ich ihr nach, die merkwürdig rasch geht; schließlich bleibt sie doch stehen, ohne dann im geringsten überrascht zu tun. Natürlich hat sie mich bei dem Vorüberstreifen schon bemerkt.

«Das ist famos, Ilona, daß ich Sie einmal in der Stadt erwische. Das hab' ich mir schon lang gewünscht, einmal mit Ihnen spazierengehen in unserer Residenz. Oder wollen wir lieber noch auf einen Sprung hinein in die wohlbekannte Konditorei?»

«Nein, nein», murmelt sie etwas verlegen. «Ich habe Eile, man erwartet mich zu Hause.»

«Nun, dann wird man eben fünf Minuten länger warten. Im ärgsten Fall, nur damit man Sie nicht ins Winkel

stellt, gebe ich Ihnen sogar einen Entschuldigungsbrief mit. Kommen Sie und blicken Sie nicht so bitter streng.»

Am liebsten würde ich sie unter dem Arm fassen. Denn ich freue mich ehrlich, gerade ihr, der Hübschen, der Repräsentanten, in meiner andern Welt zu begegnen. Aber Ilona bleibt nervös.

«Nein, ich muß wirklich nach Hause», sagt sie hastig, «dort drüben wartet schon das Auto.» Und in der Tat, vom Rathausplatz her grüßt bereits respektvoll der Chauffeur.

«Aber wenigstens zum Auto darf ich Sie doch begleiten?»

«Natürlich», murmelt sie merkwürdig fahrig. «Natürlich ... übrigens ... warum sind Sie denn heute nachmittag nicht gekommen?»

«Heute nachmittag?» frage ich, mit Absicht langsam, als ob ich mich erinnern müßte. «Heute nachmittag? Ach ja, das war eine dumme Geschichte heute nachmittag. Der Oberst wollte sich ein neues Pferd kaufen und da mußten wir alle mitgehen, es anschauen und zureiten.» (In Wirklichkeit war das vor einem Monat geschehen. Ich lüge wirklich schlecht.)

Sie zögert und will etwas erwidern. Aber warum zerrt sie am Handschuh, warum wippt sie so nervös mit dem Fuß? Dann sagt sie plötzlich hastig: «Wollen Sie nicht wenigstens jetzt mit mir hinaus zum Abendessen?»

Durchhalten, sage ich mir innerlich rasch. Nicht nachgeben! Wenigstens einmal einen einzigen Tag! So seufze ich bedauernd. «Wie schade, ich käme ja furchtbar gerne. Aber der heutige Tag ist schon ganz verknackst, wir haben abends eine gesellige Veranstaltung, und da darf ich nicht fehlen.»

Sie sieht mich scharf an — merkwürdig, daß sich jetzt dieselbe ungeduldige Falte zwischen ihre Brauen spannt wie bei Edith — und sagt kein Wort, ich weiß nicht, ob aus bewußter Unhöflichkeit oder Geniertheit. Der Chauffeur öffnet ihr die Tür, sie schlägt sie krachend zu und fragt durch die Scheibe: «Aber morgen kommen Sie?»

«Ja, morgen bestimmt.» Und schon fährt das Auto los. Ich bin nicht sehr zufrieden mit mir.

Obwohl ich Ilona zugesagt hatte, am nächsten Nachmittag zur gewohnten Stunde zu kommen, melde ich vorsichtigerweise meinen Besuch noch vorher telefonisch an. Besser strenge Formen einhalten, Formen sind Sicherungen. Ich will betonen, daß ich niemandem unerwünscht ins Haus falle, ich will von nun ab jedesmal anfragen, ob mein Besuch erwartet und gern erwartet ist. Das allerdings brauche ich diesmal nicht zu bezweifeln, denn der Diener wartet bereits vor der geöff-

neten Tür, und gleich beim Eintreten vertraut er mir mit dringlicher Beflissenheit an: «Das gnädige Fräulein sind auf der Turmterrasse und lassen Herrn Leutnant bitten, gleich hinaufzukommen.» Und er fügt hinzu: «Ich glaube, Herr Leutnant sind noch niemals oben gewesen. Herr Leutnant werden staunen, wie schön es dort ist.»

Er hat recht, der wackere alte Josef. Ich hatte wirklich noch nie jene Turmterrasse betreten, wiewohl dies merkwürdige und etwas abstruse Gebäude mich oftmals interessiert hatte. Ursprünglich hatte dieser wichtige vierkantige Turm durch Jahre hindurch leergestanden und als Speicher gedient; während ihrer Kindheit war Edith zum Schrecken ihrer Eltern oftmals auf den ziemlich defekten Leitern emporgeklettert bis in den Dachraum, wo zwischen altem Gerümpel Fledermäuse schlaftrunken schwirrten und bei jedem Schritt über die alten vermorschten Balken Staub und Moder in dicker Wolke aufquoll. Aber das phantastisch veranlagte Kind hatte dieses unnütze Gemach, das von den verschmutzten Fenstern unbeschränkter Blick in die Ferne gab, gerade wegen seiner geheimnisvoll nutzlosen Art besonders gern als Spielwelt und Versteck gewählt; und als dann das Unglück kam und sie nicht mehr hoffen durfte, jemals wieder mit ihren damals noch völlig unbeweglichen Beinen jene hochgelegenen romantischen Rumpelkammern zu erklimmen, fühlte sie sich wie beraubt; oft beobachtete der Vater, wie sie mit bitterem Blick hinauf sah zu diesem geliebten und plötzlich verlorenen Paradies ihrer Kinderjahre.

Um sie zu überraschen, nützte nun Kekesfalva die drei Monate, die Edith in einem deutschen Sanatorium verbrachte, um einen Wiener Architekten zu beauftragen, den alten Turm umzubauen und oben eine bequeme Aussichtsterrasse anzulegen; als Edith im Herbst nach kaum merkbarer Besserung ihres Zustandes zurückgebracht wurde, war der aufgestockte Turm bereits mit einem Lift versehen, breit wie der eines Sanatoriums, und der Kranken damit Gelegenheit gegeben, zu jeder Stunde im Rollstuhl zu dem geliebten Ausblick hinaufzufahren: die Welt ihrer Kindheit war ihr damit unvermutet zurückgewonnen.

Von diesem ihrem eigenen Aussichtsturm aus konnte sie mit Ferngläsern die weite tellerflache Landschaft überschauen, alles was im Umkreis geschah, Saat und Mahd, Geschäft und Geselligkeit. Nach langer Abgeschlossenheit wieder mit der Welt verbunden, blickte sie stundenlang von dieser Warte auf das muntere Spielzeug der Eisenbahn, die mit ihrem kleinen Rauchringel die Landschaft durchquerte, kein Wagen auf der Chaussee entging ihrer müßigen Neugier, und



Hautmüdigkeit stand ihr vor dem Glück.....

Sie wurde davon befreit - und heiratete den Mann ihrer Träume.



LUX TOILETTE-SEIFE beseitigt Hautmüdigkeit, jenes durch die Einflüsse von Witterung und Beruf bedingte Schlawwerden der Haut. Der milde LUX-Schaum reinigt und belebt den Teint und erhält ihn jugendfrisch. Erst warm mit Seife waschen, dann kalt spülen.

50 CTS.



LUX TOILETTE-SEIFE

wie ich später erfuhr, hatte sie auch viele unserer Ausritte, Uebungen und Paraden mit ihrem Teleskop begleitet.

Der Diener wollte mich mit dem eingebauten Lift hinaufführen; man sah ihm den Stolz an, daß dieses kostspielige Vehikel ihm zu alleiniger Führung anvertraut war. Aber ich lehnte ab, sobald er mir berichtete, daß außerdem noch eine kleine, von seitlichen Loggien durchbrochen in jedem Stockwerk erhellte Wendeltreppe zur Dachterrasse emporführe; ich malte mir gleich aus, wie anziehend es sein müßte, von Treppenabsatz zu Treppenabsatz die Landschaft sich immer weiter ins Ferne aufalten zu sehen; tatsächlich bot jede dieser schmalen unverglasten Luken ein neues bezauberndes Bild. Ueber dem sommerlichen Lande lag wie ein goldenes Gespinnst ein windstiller, durchsichtig heißer Tag. Als ich die etwa neunzig Stufen emporgestiegen war, umfaßte der Blick gesättigt die ganze Runde des ungarischen Flachlands bis an den leicht dunstigen Horizont, wo in der Ferne ein erhobener Streifen blaue, vielleicht die Karpaten, und zur Linken leuchtete zierlich zusammengedrängt unser Städtchen mit seinem zwiebigen Turm.

Zunächst entdeckte ich Edith überhaupt nicht; der weiche Strohfauteil, in dem sie ruhte, wandte mir nur die breite Rücklehne zu, die wie eine bunte wölbige Muschel ihren schmalen Körper völlig verdeckte. Nur an dem danebenstehenden Tisch mit Büchern und dem offenen Grammophon gewährte ich ihre Gegenwart. Ich zögerte, von rückwärts gegen sie vorzutreten; das konnte die Ruhende oder Träumende vielleicht erschrecken. So wanderte ich das Viereck der Terrasse entlang, um ihr lieber Auge in Auge entgegenzukommen. Aber da ich behutsam nach vorne schleiche, merke ich, daß sie schläft. Man hat den schmalen Körper sorgfältig eingebettet, eine weiche Decke um die Füße geschlagen, und auf einem weißen Kissen ruht, ein wenig

zur Seite geneigt, das ovale, von rötlichblondem Haar umrahmte Kindergesicht, dem die schon sinkende Sonne einen bernstein-goldenen Schein von Gesundheit gibt.

Unwillkürlich bleibe ich stehen und nutze dies zögernde Warten, um die Schlafende wie ein Bild zu betrachten. Denn eigentlich habe ich bei unserem oftmaligen Beisammensein noch nie wirklich Gelegenheit gehabt, sie geradewegs anzuschauen, denn wie alle Empfindlichen und Ueberempfindlichen leistet sie einen unbewußten Widerstand, sich betrachten zu lassen. Nun erst, da sie mit geschlossenen Augen liegt, widerstandslos und reglos, kann ich (und ich habe das Gefühl eines Ungehörigen, eines Diebstahls dabei) das ein wenig eckige und gleichsam noch unfertige Antlitz betrachten, in dem sich Kindliches mit Fraulichem und Kränklichem auf die anziehendste Weise mischt. Die Lippen, leicht wie die eines Dürstenden aufgetan, atmen sacht, aber schon diese winzige Anstrengung hügel und hebt ihre karge Brust, und wie erschöpft davon, wie ausgeblutet lehnt das blasse Gesicht, eingebettet in das rötliche Haar, in den Kissens. Ich trete vorsichtig näher. Die Schatten unter den Augen, die blauen Adern an den Schläfen, der rötliche Durchschein der Nasenflügel verraten, mit wie dünner und farbloser Hülle die alabasterblasse Haut dem äußeren Andrang wehrt. Wie empfindlich muß man sein, denke ich mir, wenn so nah, so unbeschränkt die Nerven unter der Oberfläche pochen, wie unermesslich leiden mit solch einem flaumleichten elfischen Leibe, der wie zum leichten Lauf geschaffen scheint, zu Tanz und Schweben, und dabei grausam der harten schweren Erde verkettet bleibt! Ein Bedürfnis nach Zärtlichkeit, das sich bei mir dem Mitleid unwillkürlich beimengt, wenn ich an sie denke oder sie betrachte, drängt mich näher heran. Aber nicht diesen Schlaf stören, der sie weghält von sich selbst,

von ihrer ahnungsvollen Wirklichkeit! Gerade dies ist ja so wunderbar, Kranken während ihres Schlafes innig nahe zu sein, wenn alle Angstgedanken in ihnen gefangen sind, wenn sie so restlos an ihr Gebreist vergessen, daß sich manchmal auf ihren halboffenen Lippen ein Lächeln niederläßt wie ein Schmetterling auf ein schwankes Blatt, ein fremdes, gar nicht ihnen selbst gehöriges Lächeln, das auch sofort wegschrickt beim ersten Erwachen. Das Ergreifendste aber für mich sind die Hände, die über der Decke verkreuzt liegen, matt durchhärdete, langgestreckte Hände mit zerbrechlich schmalen Gelenken und spitz zugeformten, etwas bläulichen Nägeln — zarte, ausgeblutete, machtlose Hände, gerade vielleicht noch stark genug, kleine Tiere zu streicheln, Tauben und Kaninchen, aber zu schwach, etwas festzuhalten, etwas zu fassen. Gegen meinen Willen muß mein Blick nun auch auf die Decke hinabstarren, die zottig und schwer, viel zu schwer für dies vogeleichte Wesen, auf ihren spitzen Knien lastet. Unter dieser undurchsichtigen Hülle liegen tot — ich weiß nicht, ob zerschmettert, gelähmt oder bloß geschwächt, ich habe nie den Mut gehabt, zu fragen — die ohnmächtigen Beine in jene stählerne oder lederne Maschinerie gespannt.

Unwillkürlich schauere ich zusammen bei dem Gedanken, und so stark rinnt und rieselt der Riß bis zu den Sohlen, daß die Sporen klingelnd aufzittern. Es kann nur ein ganz minimales, ein kaum hörbares Geräusch gewesen sein, dies silberne Klirren und Klingeln, aber es scheint den dünnen Schlaf durchdrungen zu haben. Noch öffnet die beunruhigt Aufatmende die Lider, aber die Hände beginnen bereits aufzuwachen: lose falten sie sich auseinander, dehnen sich, spannen sich; es ist, als ob die Dinger im Aufwachen gähnten. Dann blinzeln versucherisch die Lider und befremdet tasten die Augen um sich.

(Fortsetzung folgt)



„Fabelhaft, wie das klappt!“
„Ja, das liegt am exakten Kommando.“



„Eine beneidenswerte Stimme hat der Turnlehrer. Meine Kehle ist nach dem Unterricht wie ein heißgelaufenes Rad.“



„So ging es mir früher auch. Aber seit mir der Turnlehrer sein Mittel gesagt hat, ist meine Stimme klar und kräftig: Gaba-Tabletten, hier, bitte!“



Gaba überzieht die zarte Schleimhaut des Halses mit einer reizmildernden, schützenden Schicht.
Gaba für Redner, Raucher und Sänger.

Zwicky-
NÄHSEIDE

Unübertroffen!

Sie befinden sich an einer Konferenz und müssen Kollegen oder Vorgesetzten einen Rapport oder einen Geschäftsbericht mitteilen. Das Lutteurs-Stabile-Hemd gibt Ihnen ein sicheres Auftreten. Sie fühlen sich korrekt gekleidet und werden mit Sicherheit und Bestimmtheit Ihren Bericht vorlesen.

Lutteurs-STABILE-HEMD

Bezugsquellen-Nachweis: AG Fehlmann Söhne, Schöffland

OPAL
Der Jubiläumshumpen!

75 JAHRE ARBEIT UND ERFAHRUNG 1862/1937